

Völker kommen sich näher

Handwerkergerichten berichten vom Austausch.

„Das fremde Land und die Weltstadt hatten mich herzlich willkommen geheißen. Ich war überrascht, aber äußerst angenehm. Wie ein atemberaubender Film brauste das Erleben, Berlin, an mir vorüber. Bahnen, Autos, Menschen und wieder Autos, Bahnen, Menschen, alles zuerst recht beklemmend, doch wundervoll organisiert. Ein Ameisenhaufen, mit unerklärlich, wie er reibungslos in seinem Verkehr sich abwickelte. Dazwischen die Stunden mit deutschen Kameraden, Gastfreundschaft im Tempo der Ereignisse . . .“, schreibt ein junger Norweger, der an dem zwischenstaatlichen Geselelsaustausch teilgenommen hat. Bekanntlich führt das Deutsche Handwerk in der Deutschen Arbeitsfront jährlich einen Geselelsaustausch nach dem Auslande durch, an dem ungefähr 150 deutsche und ausländische Geselelsen und Jungmeister teilnehmen. Diese Organisation hat den Zweck, die fachliche Weiterbildung des jungen Handwerkers zu fördern, indem sie ihn mit den Arbeitsmethoden anderer Länder vertraut macht. Doch darüber hinaus der Geselelsaustausch die Völker durch gegenseitiges Kennenlernen einander näher bringt. Läßt sich bei jedem Deutschen und Ausländer, der einmal „draußen“ war, immer wieder beobachten. Soll eine Verständigung zwischen Nationen zustande kommen, so ist das überhaupt nur möglich, wenn gerade die Angehörigen der breiten Volksschicht fremdes Land und Volkstum erleben.

Diese Erkenntnis, die der nationalsozialistischen Idee einer wirklichen und echten Volksgemeinschaft entspringt, ist auch den Teilnehmern am Geselelsaustausch ein innerer Besitz geblieben. So meint ein deutscher Herrenschneidergeselelter, der in Pünfnitz in Ungarn einen Arbeitsplatz gefunden hatte, daß der Austausch mit dem Auslande mehr zur Verständigung der Völker beiträgt — wodurch auch der europäischen Frieden gefördert wird — als wenn 50 Diplomaten nach Genf reisen. Auch die jungen ausländischen Handwerker, die sich in Deutschland aufgehalten haben, sprechen sich ganz ähnlich aus: „In bestimmten Stunden mußte ich der deutschen Organisation, der deutschen Gastfreundschaft, den deutschen Kameraden meine Hochachtung aussprechen. Das war ein anderes Deutschland, als es mir in Norwegen erklärt wurde. Ueberall fand ich Hilfe und Kameradschaft . . . eines bedauere ich, wenn ich an Berlin denke; daß meine Zeit hier schon vorbei ist. Eine Freude wird es mir dann sein, in meiner Heimat als unvoreingenommener Beobachter von einem schönen und guten, großen und starken Deutschland erzählen zu können.“

Reisen ins Ausland während der Ferien ist schon ein großer Gewinn in dem Bestreben, die verschiedenen Nationen mit einander bekanntzumachen. Um wieviel tiefer kann das Erlebnis für den einzelnen werden, wenn er mitten unter dem ihm erst fremden Volkstum im Betriebe des Alltags steht, in der Werkstatt mit seinen Berufskameraden zusammenarbeitet, in den Feierstunden ihr Freud und Leid teilt. Der ständige Verkehr mit den Angehörigen der fremden Nationen bringt es vor, selbst mit sich, daß man auffällende Worte gibt und nimmt. „Nehmt doch die nachhaltigste Wirkung erzielt, wenn ich einem der unvermeidlichen Gesprüche um „Politik, um Freiheit“, um „Lebensmittelpolitik in Deutschland“ und andere Dinge, die den Schweden besonders an uns zu interessieren scheinen, nur eine für unsere Begriffe reale Wendung gab. Man braucht einem der vielen Neugierigen, die einen fragen: „Was hältst Du von Hitler?“ nur zu antworten: „Ich bin Deutscher“, um unsehbar an der Wirkung seiner Worte zu erkennen, daß man verstanden wurde.“

Ebenso wie im Ideellen leitete der Geselelsaustausch mit dem Auslande auch im Materielle gute Erfolge. In der fachlichen Ausbildung wurde Geselelsen und Jungmeistern im Auslande wie in Deutschland Wertvolles an die Hand gegeben. Mit Dankbarkeit und Anerkennung schreibt ein ungarischer Meister von seinem Aufenthalt in der Reichshauptstadt: „In Berlin konnte ich mich für meinen Beruf sehr viel weiter ausbilden. Die Deutsche Arbeitsfront ermöglichte mir den Besuch der Fachschule, wo ich sehr viel Neues lernte. Besonders großen Gewinn habe ich aus der Belehrung gezogen, wie man methodisch richtig arbeitet und wie man die Arbeit organisatorisch richtig einteilt. Ich kam fast wie ein Schüler nach Deutschland, ich lehre beim und fühle mich als Meister meines Berufes“. Auch die deutschen Austauschgegessen konnten rei-

che Erfahrungen in die Heimat zurückbringen, denn im Auslande sind manche Arbeitsmethoden üblich, die man bei uns nicht mehr kennt, aber dennoch für das Wesen handwerklichen Schaffens von großer Bedeutung sind: „In zwei für die handwerklichen Verhältnisse recht bedeutenden Bauwerken habe ich längere Zeit gearbeitet“, schreibt ein deutscher Maler: „Nach meinen Eindrücken sind die an den Maler gestellten handwerklichen Anforderungen in Schweden keineswegs geringer als bei uns im Reiche. Die Arbeitstechniken sind oft sogar schwieriger und umständlicher, weil die Art des schwedischen Aufbausystems der Einföhrung technischer Fortschritte von Natur aus einen gewissen Widerstand entgegensetzt, und weil die verwendeten Werkstoffe zum Teil von noch einfacherer Art zu sein scheinen als bei uns und ihre entsprechend vielseitige Verwendung größere Anpassungsfähigkeit erfordert. Zur Ge-

Wo die Ziegen Maulkörbe fragen Malta — Land ohne Bäume

Reisebericht von und Unterfuchungen — Von der Inselsetzung zum Finttenstützpunkt — Fotografieren verboten . . . und erwünscht!

„ . . . ferner bitten wir zu beachten, daß jegliches Fotografieren auf Malta streng verboten ist, auch der Gebrauch von Feldstechern ist nicht gestattet.“ Dieser knappe Vermerk im Reiseführer klingt nicht gerade ermutigend. Jedenfalls will ich vorichtig sein, Malta ist Festungsgebiet!

Es kommt aber ganz anders. Als unser Schiffchen nach heftiger Schankerei über das Mittelmeer in den Hafen von La Valletta hineinfährt, sind die guten Vorsätze vergessen. Schnell mache ich ein paar Schnappschüsse mit der Kleinamera. Es hat sich gelohnt, die Gegend sieht wirklich großartig aus. Wie aus Stein gehauen steigt die Stadt an den Felshängen empor. Ein Wohnhaus steht über dem anderen. Sentrochi fallen die Wände der Fests in den Hafen hinab. Nirgends ist ein bißchen Grün zu sehen, schwer und stark ruhen die gelblichweißen Festungsblöcke in der grellen Sonnenglut.

Die Anker poltern in die Tiefe, eine Barfasse kommt langsam, und die ersten Beamtinnen steigen an Deck. In der Aufregung vergesse ich ganz die Kamera abzulegen. Schon ist es geschahen!

„Vergehung“, tönt die Stimme des Postknechts, „darf ich mal Ihre Kamera sehen?“

Aus! denke ich. Das gute Stück wird konfiszieren. Fotografieren streng verboten . . .

Der Beamte bezieht sich die Deute von allen Seiten. „Entschuldigen Sie, . . . bin auch Amateur . . . darf ich wohl eine Aufnahme machen?“

Mit dem selbstverständlichen Gesicht knipst er nach einander alle Festungsanlagen ab. Dann reicht er mir den Apparat zurück. „Danke schön, sehr hübsche Kamera!“ Keine wohlgemeinte Rede, keine Verwarnung. Ich darf weiterhin Schnappschüsse machen.

Das hat natürlich keinen guten Grund. Auch die Engländer lassen sich nicht gern in ihre militärischen Geheimnisse gucken, und am allerwenigsten auf Malta. Aber die maltesischen Kastellanten, Schießscharen und Wachtürme überlassen sie gern den Robats der Touristen. Die alten Bauten nimmt niemand mehr ernst, sie haben nur noch dekorativen Wert. Im größten Teil stimmen die Anlagen schon aus dem 16. Jahrhundert. Damals war Malta als unermessbare Festung bei allen Seestreitkräften gefürchtet, heute dient die Inselgruppe vor allem als Finttenstützpunkt.

Da liegen die mächtigen „Dreadnoughts“ dicht nebeneinander im schmalen Hafen des Grand Harbour. Die Turmboven ihrer Geschütztürme ragen gespenstisch in den Himmel. Kleine Gondeln und Barkassen hüpfen zwischen den dunklen Kolossen hin und her. Seltsam nehmen sich die modernen Schlachtschiffe und Flugzeugmutterschiffe neben den mittelalterlichen Festungsanlagen aus. Romanische Bilder prägen sich ein. Nicht neben einer vorzeitlichen Krabberschwärme fahre ich plötzlich die Kommandobrücke eines Unterseebootes aus den Wellen tauchen.

Das Nebeneinander von einst und jetzt macht die Inselgruppe so reizvoll. In den schmalen Gassen von

winnung eines technischen Verständnisses in meinem Verste ist mir die Arbeitsmöglichkeit in Schweden sehr von Vorteil gewesen.“

In dem Verste desselben Junghandwerkers bricht es: Eines erfährt man aber bei alledem, was man als bescheidenen Deutscher in seines eigenen Reiches Grenzen leicht zu gering einschätzt: daß Adolf Hitler mit seinem Volke die Gemüter der ganzen Welt viel mehr bewegt, als das irgend ein anderer Mann oder ein anderes Volk auch nur annähernd tun könnte, so, daß es überhaupt nichts Großes in der Welt gibt, außer unserem Deutschland. Deshalb bin ich draußen in Schweden oft unendlich stolz gewesen, ein Deutscher zu sein. Ueber die fachliche Weiterbildung, über die Verständigung zwischen den Nationen hinaus muß diese Tatsache, Deutschland von außen her als das mächtige Reich zu erleben, als größter Erfolg der von dem Deutschen Handwerk in der Deutschen Arbeitsfront durchgeführten Aktion des Geselelsaustausches für uns Deutsche gebacht werden.

La Valletta findet man noch Lieberbleibsel aus der Vergangenheit. Kunstvoll verzierte Erker haben wie Schwabenhäuser an den schmalen Häuserfronten. Die winzigen Fenster sind vielfach noch mit hölzernen Gittern versehen.

In allen Geschäftstrassen wimmelt es von Menschen. Malta ist außerordentlich dicht bevölkert, auf den Geviertkilometer kommen fünfmal soviel Einwohner wie in Deutschland. Nach südländischer Art sprudelt das Leben dahin. Die Freude am Lärm ist bemerkenswert. Selbst die kleinen Kutschen vollführen ein mehrstimmiges Klingelkonzert, fast ununterbrochen klingen die Armeehändler läuten ihre Ware aus, und nicht selten hallt dumpfer Kanonen Donner dazwischen.

Wer in der Hauptstadt La Valletta spazieren geht, muß ein guter Bergsteiger sein. Selbst die Autos verlassen in den steilen Gassen, die zum großen Teil nur aus Treppen bestehen. In diesem unzugänglichen Gebiet klettert den ganzen Tag die maltesische Ziegen herum. Mehrmals sah ich braungebraunte Hütchen, die ihren „Milchladen“ fieberbeißhalber begleiten. Den Käufern wird die Milch gleich auf der Straße in den Topf gemolken. Doch was am merkwürdigsten ist: auf Malta müssen die Ziegen Maulkörbe tragen. Das hat die Gesundheitspolizei so angeordnet. Auf diese Weise wird verhindert, daß die Ziegen schlechte Abfälle zu sich nehmen und das gefährliche Maltafieber übertragen.

Von der Umgebung La Vallettas ist nicht viel zu erzählen. Die ganze Landschaft ist recht öde. Nirgends wächst ein Baum, der stürmische Seewind zwingt allen Pflanzentum zu Boden. Die Felder sind von hohen Schuttmauern umgeben, und der Ackerboden mußte erst in mühseliger Arbeit vom Festland herangeschafft werden. Und doch gibt es bei Malta einen herrlichen Park, von dem die Reisenden nichts ahnen, weil er tief unter dem Meeresspiegel liegt. Die Marinetaucher, die dort unten nach verlorenen Anker und Granaten suchen, wissen romantische Geschichten zu erzählen. Ganze Gebirge aus Korallenriffen bauen sich am Meeresspiegel auf. Rabefeine Epigen und Lunen steigen wie kleine Türme empor und werden besonders von den U-Boots-Fahrern im Mittelmeer gefürchtet. Auch die märchenhaften Wälder aus Siphingewächsen sind in Wirklichkeit nur Tothelassen für die Taucher. In den unterirdischen Grotten von Malta haufen neben anderen Meerestungeheuern auch die unheimlichen Tintenfische. Raum von der düsteren Umgebung zu unterirdischen, liegen die einäugigen, schleimigen Geschöpfe zwischen den Felsen und lauern auf Beute. Alles Geier, was ihren langen Fangarmen zu nahe kommt, ist verloren.

Dafür werden die Tintenfische wiederum auch verpestet. In den Speisehäusern von La Valletta bekommt man diese „netten“ Tierchen als ganz besondere Lederbissen vorgesetzt. Die meisten Reisenden haben davon eine heilige Scheu. Vielleicht mit Recht, denn das Mittelmeer ist seiner plötzlichen Stürme wegen berüchtigt. Nach der Abfahrt aus La Valletta sind die Schiffe oft mit Seeräubern besetzt. Es ist, als wollten sich die verpesteten Köpfe noch einmal bemerkbar machen, und viele lebten wirklich in ihr Element zurück.

Woher ich das weiß?
Aus bitterer Erfahrung! R. J.

Sonnenschein um Christil

Roman von Maria Mägander

Wieder-Kohleausgabe: Deutscher Roman-Verlag vom 1. C. November, Bad Ischia (Süditalien)

45] Dann ging sie an ihm vorbei, so rasch es ihr schlummernder Fuß erlaubte. Vor dem Tor stand der Bauernwagen, den sie hastig bestieg.

„Fahre zu, Sepp, daß wir den Zug net verpassen!“ rief sie dem Burschen zu, und das Gefühl entfernte sich rasch. Gänther stand immer noch auf dem gleichen Fleck in der Diele, als der Wagen längst davongefahren war. Er sah die das alles nicht so rasch. Christil in Bauerntracht! Christil verließ das Haus in dieser frühen Stunde in diesem merkwürdigen Aufzug! Was hatte das zu bedeuten? Wohin schloß sie? Und vor wem schloß sie? Denn wie eine Flucht sah das Ganze doch aus. Wie eine Flucht oder . . .

Warum war es so schwer, an das Gute im Menschen zu glauben, wenn man erst einmal eine Enttäuschung erlebt hatte? Gänther konnte es nicht vergessen, daß sich die kleine Christil von einem Bauernburschen vor aller Welt hatte lassen lassen. Freilich war es im Fasching. Und der Fasching war ja jetzt wohl vorbei.

Man mußte dieser Sache auf den Grund gehen. Er wollte hier warten, bis die Biene wiederkam. Oder kam das Mädchen etwa auch nicht wieder? Hatte es teil an den heimlichen Abenteuer der Herrin?

Gänther setzte sich auf eine der kostbaren Ruhebank der Diele. Er hatte die Nacht kaum geschlafen. Immer hatte ihm Christils Bild vor Augen geschwebt. Der reine Glockenton ihrer Stimme hatte in seinem Herzen weitergeklungen.

Der Gedanke an Mabel war ihm unerträglich geworden. Nur Christil erfüllte ihn noch ganz. Und nun, da er das hohe Bild seines Traumes wieder sah, verschob es sich. Wurde verjert durch etwas, was er nicht fassen konnte.

Wohin ging Christil zu dieser Stunde in der Bauerntracht? Die Kußverletzung schien doch nicht so schlimm. War

das alles Theater? Wo war hier die Wahrheit zu suchen? Man sah in kauer Reib, der einem unter der Hand wie ein Nadeln zerrann.

Da kam die Biene zurück. Er konnte sie durch das breite Fenster beobachten. Sie schien es eilig zu haben und schaute sich ängstlich um. Gänther wollte sie an jeden Preis sprechen. Mit zwei Schritten war er an der Tür, stürzte über den Hof auf das Mädchen zu. Erbrochen wich Biene zurück.

„Was ist die gnädige Frau?“ herrschte er sie an. „Das weiß ich net!“ lag die Biene tapfer drauflos. „Du mußt es doch wissen, Mädchen! Du bist doch mit ihr gegangen!“ „Freilich! Bis an das Tor! Aber dann is davongefahren.“ „Davongefahren? Mit wem denn?“ „Weiß ich net! Hab ich net kennt!“ „Du hast ihn nicht gekannt?“ „Nal! Und jetzt lassen S' mi gehn! I muß an mei Arbeit.“

Wie der Biene verschwand die Biene im Gefindeshaus. Als sie den Zug pfeifen hörte, lachte sie verklämt. Die konnten Frau Christil lange suchen. Sie sagte nichts. Und den Brief, den ihr Frau Christil für die Gräfin gegeben hatte, den wollte sie lieber auch nicht gleich abgeben. Dazu war in einigen Tagen wohl auch noch Zeit.

Christil sah in ihrem Abteil, das Gesicht dem Fenster zugewandt, und schluchzte hilflos wie ein Kind. Das Spinnwebchen war schon ganz nach von Tränen, und die schmalen Schultern bebten von innerer Erregung.

Warum war ihr diese letzte Begegnung mit Gänther nicht erparnt geblieben? Warum hatte sie nicht heimfahren dürfen, die schöne Erinnerung an die letzte Begegnung im Herzen? Der geistige verlästliche Abend hatte dieses wieder gut gemacht. Nun gingen die Wunden aufs neue an zu bluten.

Sie hörte den Spott in Gänthers Stimme: „Ich dachte, der Fasching wäre zu Ende.“

Dann fühlte sie wieder seinen Blick: erstaunt, fremd, spöttisch.

Genau so wie damals auf dem unglückseligen Faschingsball, an dem sie sich der Lieblosung des Hanfel nicht hatte erwehren können.

Warum mußte ihr dieses noch geschehen? Sie fühlte sich grenzenlos eind und grenzenlos verlassen. Die Zukunft schien ihr eine trostlose Dunkelheit, in der auch nicht das kleinste Blicklein der Freude mehr glänzte.

Was nützte es ihr denn, daß draußen die Frühlingssonne schien? Daß ein sanfter Wind das schlafende Land wachrief zu neuem Blühen? Für sie schien alles tot.

Der Zug aber raste weiter. Ein immer gleiches Lied sangen die Schienen, und die Räder rollten schwer und hart über das Herzleid Christils.

Bauern kamen und gingen. Sie trugen die Sorgen ihres Alltags in das enge Abteil. Christil sah und hörte nichts. Sie hatte den Mantel über den Kopf gezogen und ergab sich hemmungslos ihrem unerlösten Schmerz.

Da berührte etwas Kühles, Frisches ihre herabhängende Hand. Ein warmer Hundehäcker drängte sich gegen ihre Knie.

„Geh, Sektor! Wirft lästigt! Geh, leg dich, sei brav!“ sagte eine ruhige Stimme.

Aber der Hund gehorchte diesmal ausnahmsweise nicht. Er drängte sich schmeichelnd an Christil, als fühle er, daß hier einem Menschenherzen Weh geschahen war.

Als Christil erstaunt den tränennassen Blick hob, sah sie in zwei gute, treue Hundeaugen. Da hob sie die Hand und streichelte ärtlich über den raffen Kopf des schönen Schäferhundes. Einmal und noch einmal. Die Nähe des Tieres beruhigte sie. Es ging eine Wärme von ihm aus, die ihr im Augenblick wohlthat. Ihr ganzes Leben war immer in irgendeiner Weise mit Tieren verbunden. Und so schien ihr auch jetzt der brave Blerfähler der beste Tröster.

Sein Herr trug die Tracht der Gebirger, aber das Gesicht postete nicht dazu. Die schöne schmale Hand trug einen kostbaren Ring.

(Fortsetzung folgt)